Blätter
für
Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Sonntag den 24. November 1839.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.) № 94.

Die schöne polnische Jüdin.

Novelle aus dem französisch-russischen Kriege von 1812.

(Fortsetzung.)

5.

Am andern Morgen bemerkte Losinsky, zu sehr in seine eigenen Gedanken vertieft, um die Veränderung in Jessika's ganzem Wesen zu gewahren, die düstre Wolke nicht, welche ihre Stirne bedeckte. Schweigend und traurig gingen für sie mehrere Tage dahin, bis sie einmal den Muth faßte, sich ihm zu nähern.

„Sie sind vermuthlich krank," sprach sie, „Herr Kapitän? die Kühle jenes Abends hat Ihnen geschadet. Sie leiden noch immer an Ihrer Wunde."

„Nein, nein, liebes Kind," antwortete Losinsky, ihr freundlich die Hand reichend, „ich befinde mich jetzt wohl, recht wohl, und eben das ist die Ursache meines Trübsinnes, denn es verdrießt mich die Zeit hier müßig hinzubringen, während die Armee vorwärts schreitet und meine Kameraden Ruhm und Ehre einernten."

Und er seufzte tief.

Das Mädchen seufzte auch. Nach einer Pause aber nahm sie also das Wort: „Herr Kapitän, wenn Sie in Nowogorodeck geblieben wären, so würde Ihr Leichnam dort unter den andern eingescharrt worden seyn. Eine einzige Person hätte Sie beweint, wollen Sie denn nun derselben Person durch Ihre Ungeduld neue Leiden bereiten? denn gewiß, Sie sind noch zu schwach, um die Fatiguen im Felde zu ertragen."

„Jessika, die Freundin, von der Du sprichst, würde meinen Tod meiner Schande vorziehen, und es ist eine Schmach für einen Soldaten, nicht mit zu kämpfen, wenn seine Brüder kämpfen. Wenn Du mich liebtest, Kind, wie Malvina, würdest Du auch denken, wie sie."

Eine Thräne rollte über die Wange des jungen Mädchens herab. „Schande oder Tod," rief sie, „beide würden mich tödten."

„Liebenswürdiges Kind! Ach, warum bleiben so viel Reize und edle Eigenschaften in Willeika verborgen? Ein Engel, wie Du, ist nicht dazu geschaffen, um die Beute eines Krämers zu werden, der Dich weder zu begreifen, noch zu würdigen versteht." Und ihren schlanken Leib umfassend, heftete der junge Offizier zärtliche und bewundernde Blicke auf das so anmuthige und ausdrucksvolle Gesicht.

„Herr Kapitän," sprach das junge Mädchen, sich ihm sanft entwindend, „wer mit dem Schicksal nicht zufrieden ist, welches ihm Gott bereitet hat, ist unklug;" und nach einer Pause fuhr sie fort: „Also der Aufenthalt in unserm Hause verursacht Ihnen Betrübniß?" — „Nein, Jessika, allein die Pflicht gebietet mir, es zu verlassen. Hätte ich das Geld, worauf ich hoffte, erhalten, so würde ich schon nicht mehr hier seyn, allein ohne Hülfsmittel —"

„Ist es nur das, Herr Kapitän? O! warum sprachen Sie nicht früher? Sie, der Retter meines Vaters, ohne Geld, ohne Pferd? O warten Sie, warten Sie nur einen Augenblick," und wie ein Reh hüpfte sie davon in das Gemach ihres Vaters.

Der alte Isaak, die Brille auf der Nase, wog mit bedachtsamer Genauigkeit Goldstücke, welche er dann in ein kleines Kästchen fallen ließ, das er eben jetzt in eine eiserne Truhe zu schließen im Begriff war.

„Halt ein, mein Vater!" rief Jessika, deren Eintritt den Alten nicht im Mindesten zerstreut hatte, „halt ein, dies Gold darf nicht mehr in Deine Kasse zurückkommen."

„Wo denkst Du hin, liebes Kind?" fragte erstaunt der Alte, indem er in den Augen seiner Tochter zu lesen suchte, ob sie auch bei vollem Verstande sey. „Glaubst Du etwa, das Gold sey falsch? Nein, nein, ich habe es gewogen, und Du weißt, ich verstehe mich darauf."

„Nicht so, mein Vater! aber dies Gold mußt Du dem Kapitän geben."

Bei diesen Worten verzog sich das Gesicht des Juden zu einer lächelnd-weinerlichen Grimasse, das Wort geben schnürte ihm die Gurgel zusammen und ließ ihn einige Augenblicke nicht zu Sprache kommen: „Geben? mein Gold geben?" schrie er endlich.

„Ja, mein Vater, Du mußt es geben, Deinem Lebensretter geben," und die Wangen der jungen Jüdin, so wie ihre Augen strahlten von edlem Feuer, und sie erzählte ihrem Vater Alles.

Verschiedene Empfindungen kämpften in der Seele Isaaks des Juden, Isaaks des Kaufmanns. Er liebte Losinsky, aber er liebte auch sein Geld; das Geld war sein Gott.

„Aber Losinsky," sagte er, kann uns ja noch nicht verlassen, meine Tochter. Er ist ja kaum noch von seiner Wunde genesen. Er würde sich tödten; und weßwegen? Wegen der Ehre! Schöner Grund!"

„Aber er will es so, lieber Vater, und wir können und dürfen ihn nicht zurückhalten. Wollen wir ihn ohne Hülfe auf die Straße senden?"

„Nein — beim Himmel! nein, Jessika. Kann ich die Hülfe vergessen, die mir der edle Jüngling in den Stunden der Gefahr geleistet hat?"

Die Dankbarkeit hatte die Oberhand in dem Herzen des Alten gewonnen. „Trag's ihm hin, dies Gold, mein Kind, alle diese Dukaten sind vollwichtig. Ich will ihm auch einen Brief an Mardoche in Wilna geben, der ihn mit Pferden und Waffen versehen wird. Salluh soll ihn bis dahin führen. Der Gott Zions," setzte er hinzu, indem er eine Thräne im Auge zerdrückte, „möge ihn beschützen, und einen Engel an seine Seite stellen, denn er ist ein braver junger Mann."

Möge es so geschehen, dachte Jessika, und eilte zu Losinsky, dessen Freude ihr das Herz zerriß.

Der Gedanke für Losinsky's Glück zu arbeiten, gab ihr sogar die Kraft, die Vorkehrungen zu seiner Abreise selbst so viel möglich zu beschleunigen. Auch steckte sie

heimlich in seinen Mantelsack eine zweite Rolle Gold, ein Geschenk ihrer sterbender Mutter.

Während Losinsky seinem tief betrübten Wirthe das letzte Lebewohl sagte, sank die arme Jessika in einem entfernten Winkel des Gartens auf ihre Knie, faltete die Hände, hob die thränenschweren Augen gen Himmel, und betete also:

„O Du, der Du gebrochene Herzen heilen kannst, habe Mitleid mit der armen Jessika!"

6.

Viele Wochen waren vergangen, die französische Armee war in Moskau eingerückt, aber von Losinsky war keine Nachricht gekommen. „Er ist wohl todt," sagte Isaak, „denn sonst hätte er mir gewiß schon geschrieben, und mein Geld zurückgesandt."

Todt? dachte Jessika, die am Fenster saß, und den wolkigen Herbsthimmel anstarrte, todt? o! für mich ist er es nicht, und würde ich mich mehr seiner freuen können, wenn er noch lebte?

Die Ankunft eines Mannes in Reisekleidern unterbrach die Betrachtungen des Vaters und der Tochter. Es war Mardoche aus Wilna.

„Bruder!" sprach dieser mit triumphirender Stimme zu Isaak, „ich bringe Dir einen Brief von dem Nazarener sammt dem Gelde, das Du ihm vorgestreckt hast."

„Ach, der würdige Mann! hab' ich's nicht gesagt, daß er mich bezahlt, wenn er noch lebt?" schrie Isaak, und streckte die Hand mit unverholener Freude nach dem Säckchen mit dem Golde aus.

Jessika ergriff den Brief, und las — und las wieder die Versicherungen von Losinsky's Freundschaft und Dank für sie und ihren Vater.

„Was ist das?" schrie der Alte plötzlich, indem er die Goldstücke gezählt, und wieder gezählt hatte, „da sind ja 100 Dukaten mehr, als ich ihm geliehen habe. Gottes Barmherzigkeit! Hält er mich für einen Wucherer?"

Jessika war verlegen. „Nicht doch, mein Vater," sagte sie, „er hat diese Summe wohl als eine Entschädigung für seinen Aufenthalt bei uns beigefügt." Und die Stirne Jessika's überzog sich mit einer lebhaften Röthe.

„Soll ich verdammt seyn," schrie Isaak, „wenn ich auch nur einen Heller für den geringen Dienst annehme, den ich ihm erwiesen habe!"

„Aber," sagte Mardoche, „wenn Dir der stolze Nazarener nun einmal Alles bezahlen will, warum willst Du es nicht annehmen?" Isaak hatte indessen die neuen Goldstücke mit gierigen Augen betrachtet, und sein Zorn schien sich nach und nach zu legen. „Mardoche," sagte er, „nicht wahr, das ist ein wackerer junger Mann? Sieh nur einmal die Dukaten an, ganz neu und wie scharf geändert!"

Jessika, augenblicklich durch den Brief Losinsky's aufgeregt und erfreut, war bald wieder in ihren gewöhnlichen Trübsinn zurückgefallen, und die Neuigkeit von dem Unsterne in Moskau vermehrte noch ihre Aengstlichkeit und ihren Schmerz. —

„Meine Tochter!" sprach eines Morgens Isaak zu Jessika, „es ist um die Franzosen geschehen, Gott hat sie vernichtet, die guten und die bösen, sie fallen zu Tausenden bei Tage, zu Tausenden bei Nacht, der Herr sey gelobt!" In seinem Enthusiasmus bemerkte der alte Jude nicht die Todesblässe seiner Tochter. Bald erhielt man von den Scenen der Noth der fliehenden französischen Armee, die man so gräßlich gemalt hatte, die traurige Gewißheit, und Jessika's Seelenangst stieg dadurch immer mehr. Schon fanden sich Flüchtlinge von allen Seiten in der Stadt ein, die sich, kaum mit Lumpen bedeckt, mit hohlen Augen, blassen, eingefallenen Wangen und zerstreuten Haaren, mühsam an einem Stabe daherschleppten und noch in den Straßen vor Hunger, Mattigkeit und Kälte starben, bevor sie eine mitleidige Seele bei sich aufnahm. Die Stille der Nacht wurde jeden Augenblick durch ihr Gewimmer gestört. Die Sterblichkeit war so groß, daß der Friedhof von Willeika kaum alle Opfer fassen konnte.

Das Blut erstarrte in Jessika's Adern bei der Erzählung und dem Anblicke all' dieses Unglückes. Ganze Tage brachte sie in dem Gemache, welches Losinsky bewohnt hatte, in süßen Gedanken an ihn, und zugleich in der fürchterlichsten Unruhe um sein Schicksal zu. Zuweilen überließ sie sich der süßen Hoffnung seiner Zurückkunft, dann aber verfolgte ihre Einbildungskraft die schrecklichsten Kriegsscenen. Losinsky erschien ihr mit Wunden bedeckt, verlassen auf dem Schnee liegend, den sein Blut röthete, und sein theures Leben aushauchend.

So vergingen Tage und Wochen dem armen Kinde unter den schmerzlichsten Gefühlen. Die Trümmer der französischen Armee zogen von der Berezina her und eine feindliche Division marschirte ihnen entgegen, um ihnen die Passage abzuschneiden und sie ganz zu vernichten. Bei Borisow entspann sich das blutige Gefecht, welches, ohngeachtet des glänzenden Muthes der Franzosen, sich doch so unglücklich für sie endigte, daß noch an demselben Abend die Bewohner von Willeika dem Himmel für die gänzliche Befreiung von diesen gefürchteten Gästen dankten.

Aber bald darauf stürzte Isaak athemlos in das Gemach, wo Jessika saß, der Talith flatterte um seine Schultern, sein Gesicht war blaß, und kalter Schweiß rieselte über sein von Schrecken entstelltes Angesicht: „Sie kommen!" schrie er, „sie sind schon da."

„Wer, mein Vater?"

„Wer? Die Franzosen! Sie steigen schon über den Gaing herab, ihre Avant-Garde ist schon an den Thoren unserer Stadt. — Hörst Du? — da sind sie schon. Ihre Trompeten tönen an unsern Mauern, und diese zittern wie die Mauern von Jericho und Gibea."

In der That hallte das Straßenpflaster schon von Hufschlägen wieder. Jessika trat ans Fenster und ihr Blick verweilte auf dem großen Platze, wo sich eine Eskadron Kavallerie aufgestellt hatte. Die Reiter waren abgesessen, und mehrere unter ihnen nahmen, von den Vorstehern der Judenschaft begleitet, ihren Weg gegen Isaaks Haus.

„Barmherzigkeit," schrie der Unglückliche, als er von unten seinen Namen rufen hörte, doch konnte er auf wiederholtes Rufen und Poltern nicht widerstehen und mußte dem Rufe Folge leisten. Er trat also von Jessika unterstützt an die Thür seines Hauses, wo ihm der Obervorsteher der Judenschaft mit Schadenfreude die Worte entgegen raunte: „Nikolajew, diese Herren brauchen einen Wegweiser nach Jarry, führe sie!"

„Nach Jarry?" schrie Isaak, „nach Jarry soll ich sie führen, heute am Sabbath?"

„Du mußt. — Jeder Widerspruch ist fruchtlos, übrigens ist es ja nur 15 Werste bis dahin."

„Fünfzehn Werste, ach! gerechter Gott! ich kann, ich darf nicht einen Werst machen; denn das Gesetz befiehlt: Jeder freue sich im Schooße seiner Familie und gehe nicht aus der Stadt am siebenten Tage!"

„Wozu all' das Geschwätz?," schrie der Anführer des Detachements. „Weiß der widerspänstige Alte den Weg nach Jarry?"

„Er weiß ihn ganz genau," antwortete der Judenvorsteher, „ich schwör' es Euch!"

„Also marsch vorwärts, Jude! und sträubst Du Dich, so bindet man Dich an ein Pferd."

Isaak erbebte, mit Schrecken erkannte er in dem Sprecher dieser Worte den Feldwebel aus der Herberge zu Krasnoe. „Barmherzigkeit!" schrie er, „habt Mitleiden mit mir, meine Herren, ich will ja gern einen Wegweiser bezahlen, der Euch an meiner Statt nach Jarry führt. Ich bin alt und schwach, ich würde mich in dieser finstern Nacht im Walde verirren und wir könnten alle zusammen in der Kälte zu Grunde gehen."

„Ei was! und wärst Du so alt wie der ewige Jude, wir wollen Dir schon Füße machen," und mit diesen Worten banden ihm die Soldaten, nicht mehr auf sein Flehen und Schreien achtend, die Hände und stießen ihn auf die Straße. In wenigen Minuten nachher befand sich das Detachement schon auf der Straße nach Jarry.

Dieses neue Unglück traf die arme Jessika wie ein

Donnerschlag, sie sank wie vernichtet in die Arme der Magd, dann aber aus ihrer Ohnmacht wieder erwachend, rief sie: „Hörst Du, Mirjam? hörst Du? im Hausflur unten klirren Sporen, oh — er ist's, er ist's, er kommt uns zu beschützen.“ Und hinabstürzend, fiel sie in die Arme eines Mannes von kolossaler Gestalt in einem Reitermantel.

„Ah! das laß ich mir gefallen,“ rief dieser schmunzelnd mit rauher Stimme, „das ist doch einmal ein Empfang in diesem verfluchten Lande!“ Sich schnell den nervichten Armen des Mannes entwindend, lief Jessika in ihre Kammer zurück, um ihren Schmerz und ihre Schande zu verbergen.

Die Kolonne, welche sich auf der Höhe des Gaing gezeigt hatte, war rechts von Willeika hinabmarschirt, und nur eine Eskadron hatte Befehl erhalten, nach dem Städtchen zu gehen und dann Jarry mit einem Detachement zu besetzen. Isaaks Haus, als eines der ansehnlichsten, war zum Quartier für den Chef der Eskadron, denselben, den wir so eben gesehen haben, bestimmt. Sericourt, so hieß er, empfahl sich durch kein liebenswürdiges Aeußeres. Seine hohe Statur schien durch den faltigen Mantel, den er übergeworfen hatte, noch größer. Ein sehr dichter Schnurbart, der seine Oberlippe bedeckte, und eine tiefe Narbe, welche sich roth wie ein Blutstreifen von der Stirne auf die rechte Backe herabzog, machte den rohen und starren Ausdruck noch abschreckender. Seine Laune und sein Benehmen waren im Einklange mit seinem Aeußern. Ein Zögling des Lagers, ohne Erziehung, jeder sanften Empfindung fremd, hatte er für alle seine Handlungen nur ein Gesetz, die Folge seiner sonderbaren Begriffe von Ehre. Wo Gefahr sich zeigte, war er stets der Erste, er trotzte dem Tod und spottete allen seinen Formen. Dreist, zänkisch und dabei keck, genoß er den Ruf eines Duellanten ohne Gleichen, bis ihm ein polnischer Offizier, den er gefordert hatte, auf dem Padro zu Madrid einen Säbelhieb versetzte, wovon ihm das Merkmal geblieben war. Er hat seinen Sieger in der Folge nie wieder gesehen, aber er nährte einen tödtlichen Haß gegen ihn. Sericourt hatte sich übrigens durch seine Festigkeit und Bravour einen großen Einfluß auf die Soldaten zu verschaffen gewußt, welche ihn liebten und bewunderten. Das erste dieser Gefühle erklärte sich vorzüglich dadurch, weil er bei ihren Plünderungen und Räubereien blind war. Sericourt begehrte nur, daß sie vor dem Feinde brav und muthig seyn sollten, alles Uebrige kümmerte ihn wenig. So war Sericourt, und wahrlich, Isaak und seine Tochter hatten da einen sehr gefährlichen Gast. Aber sein Herz hatte doch eine verwundbare Stelle, er war für Frauenreize nicht unempfindlich, und wenn der Glanz der Schönheit mit der Würde der Tugend vereinigt war, so setzte Sericourt, von Achtung gefesselt, seiner rohen Keckheit doch manchmal ein Ziel.

„Mein Kind,“ sprach Sericourt am zweiten Tage zu Jessika, als er auf ihre Bitten den Exzessen der Soldaten Einhalt gethan und die Ruhe in der Stadt wieder hergestellt hatte, „mein Kind, Du siehst, wie lieb ich Dich habe. Zum Teufel! auch nur Du allein durftest eine solche Bitte an mich wagen. Meine Soldaten heißen mich jetzt ja nur den verliebten Narren. Aber das Opfer, das ich Dir mit meiner Popularität gebracht habe, muß auch vergolten werden, schöne Jessika!“ und dabei schlang er seinen nervichten Arm um ihren schlanken Leib.

Die junge Israelitin warf ihm einen würdevollen Blick zu und verließ das Zimmer.

„Widerspenstige!“ schrie er nun zornig, indem er seinen Säbel auf den Boden stieß, „Du mußt mein seyn, und wenn Himmel und Hölle sich vereinigten, Dich zu vertheidigen.“ Und indem er noch viele Flüche herausprudelte, schwang er sich auf sein Pferd und galoppirte nach Jarry. — „Zu Rosse!“ schrie er dem Posten zu, den Isaak dort hingeführt hatte, und warf sich mit seinen Leuten auf das feindliche Piquet und eroberte die Position mit Blitzesschnelle.

(Forts folgt.)

Das Ohr.

(Novelle von W. v. F.)

(Schluß.)

Ohne zu antworten, stürzte der junge Mensch blitzschnell auf seinen Gegner los, um ihm seine Waffe zu entreißen; bald fiel auch der Degen in Stücke zerbrochen auf die Erde. Nun begann ein Kampf Mann gegen Mann, der, trotz der eisernen Faust, mit der Zamet um sich schlug, doch lange zweifelhaft blieb, da die Jugend und Leichtigkeit seines Feindes ihm die besten Schutzwaffen gaben. Ueberdies wirkte der Trieb der Selbsterhaltung noch stärker als Eifersucht und Rache; sie packten sich wüthend, fielen zu Boden und suchten durch ihre Schwere Einer den Andern zu ersticken; oft hörte man abgerissene Flüche und Verwünschungen, dann folgten Pausen einer angsthaften Stille, die wiederum durch ersticktes Athmen, durch einen Stoß gegen die Möbel unterbrochen ward; die Köpfe schlugen auf das Parquet und man vernahm das Krachen der fallenden Körper.

Endlich entschied sich der Sieg für den Jüngern und Zamet blieb unter dem Knie seines Gegners auf der Erde liegen; als aber dieser sich bückte, um die Züge des Besiegten zu erkennen, ergriff Zamet ihn bei den Haaren und biß ihm ein Ohr ab. Von Schmerz überwältigt, ließ ihn dieser los und der Kampf begann von Neuem; Zamet war aber bereits ermüdet, erlag bald zum zweiten Mal und würde ohne Zweifel sein Leben eingebüßt haben, wenn der Sieger Mittel gefunden hätte, es ihm zu nehmen. Dieser glaubte jetzt Stimmen zu vernehmen; er begnügte sich damit, seinem Feinde so viel Ohrfeigen und Fußtritte zu geben, als sich in der Eile thun ließ, und entsprang durch das Fenster, ohne von zwanzig Fuß Höhe zurückzuschrecken. Ein Blutspur führte zu der Stelle, wo er entsprungen war, während Zamet erschöpft, athemlos und an allen Gliedern zerbrochen dalag und umhertastend ein blutiges Ohr erfaßte.

„Hier, Signora,“ sprach er finster zu Magdalenen, die vor Schreck und Entsetzen laut schluchzte, „hier ist ein Zeichen, an dem ich den Räuber meiner Ehre wenigstens erkennen werde; was Euch betrifft, nichtswürdige Verrätherin, so will ich Euch Eure Untreue unter der Bedingung verzeihen, daß Ihr fortan ein Ohr als Eure Devise tragt.“ —

Im November feierte der König die Geburt seines Sohnes mit einem großen Karoussell und Ringelstechen, das auf der Brücke Notre-Dame Statt fand. Der Hof Heinrich IV. zeigte bei dieser Gelegenheit einen Glanz, der an die Zeiten Franz I. erinnerte; der Reichthum der Waffen und Rüstungen, die Schönheit der Pferde, der Glanz der Livreen und der prachtvolle Staat des Hofes überraschte die Pariser, die seit Heinrich III. nichts dergleichen gesehen. Aller Augen aber zog Magdalene Leclerc auf sich, die bleich, leidend und theilnahmlos in den ersten Reihen der königlichen Tribüne erschien, und ein schwarzes Sammetkleid, dicht mit goldgestickten Ohren besäet und mit der sonderbaren Devise trug: Dem, der es versteht!

* * *

An einem Montage, den 14. Juli des Jahres 1614, ward Sebastian Zamet benachrichtigt, daß der Bildhauer Dinet, auf seinen Befehl, bereits in der Gallerie warte und seine Werkzeuge schon zurecht gelegt.

Zamet hatte während der vierzehn Jahre sehr gealtert; sein Haar war völlig weiß geworden, seine Züge tiefgefurcht, die Augen erloschen, sein Rücken war gekrümmt und seine Stimme hatte allen Klang verloren; sein Vermögen hatte sich durch Wucher ungeheuer vermehrt; er war Baron von Miant und Billy geworden, Besitzer von Blanvais und Cazabelle und Geheimer Rath des Königs. Mit Magdalene Leclerc war er jetzt vermählt, ohne jedoch seine Verbindung öffentlich bekannt zu machen. Nach der Ermordung Heinrichs IV. lebte er vom Hofe zurückgezogen in seinem fürstlichen Palais, um dort seine Schätze zu bewachen.

Zu dieser Zeit kam ein Bildhauer Namens Dinet

aus Italien, der unter dem berühmten Johann von Boulogne studirt hatte und die Gunst der Königin-Regentin durch die Geschicklichkeit gewann, von lebenden Gesichtern Gipsmasken abzuziehen. Maria von Medicis gab den Damen und Herren ihres Hofes das erste Beispiel, und der geschickte Bildner vermochte kaum all' den Anforderungen zu genügen, welche der Adel und die ersten Stände von ganz Frankreich an ihn ergehen ließen. Auch Sebastian Zamet wollte das Talent des berühmten Künstlers für sich benutzen; denn, wie der größte Theil der reichen Finanziers, so hatte auch er die Eitelkeit, die Künste und Künstler in seinen Schutz zu nehmen, vornehmlich wenn sie aus seinem Vaterlande stammten. Als er Dinet, den er nicht kannte, zu sich beschied, folgte er überdies dem Zuge der Mode und einer Laune seiner Frau.

Als er in die Gallerie trat, wo der Bildhauer ihn erwartete, zuckte dieser zusammen, blieb unbeweglich stehen, eine fleckige Röthe überflog sein bleiches Gesicht und die Lippen zitterten ihm in heftiger Bewegung. Es war ein Mann von ungefähr vier und dreißig Jahren, groß, mager, mit tiefliegenden Augen. Er trug italienische Tracht, die nichts von den Zierlichkeiten der französischen Moden hatte, und bediente sich auch der Sprache dieses Landes; seine ganze Erscheinung hatte etwas Sonderbares und Geheimnißvolles, wozu hauptsächlich sein langes, schwarzes Haar beitrug, das er stets, selbst in Gegenwart der Königin, mit einem wunderlich geschnittenen Käppchen von hochrothem Sammet bedeckt hielt; diese Eigenthümlichkeit hatte das Gerücht verbreitet, daß er an einem unheilbaren Ausschlag leide.

„Ei, Maestro," rief Zamet verwundert, daß man es wagen konnte, ohne zu grüßen und mit bedecktem Haupte vor ihm zu stehen, „ich bin es, der nach Euch geschickt hat, um eine Probe Eurer Kunst zu haben. Habt Ihr denn Furcht, den Schnupfen zu bekommen?"

„Signor," erwiederte der Künstler mit einem stolzen, düsteren Ton, der wunderbar an Zamets Ohr schlug, „was ist mein Geschäft bei Euch?"

„Ich will, nach dem Wunsche einer schönen Dame, daß Ihr einen Abdruck von meinem Gesichte nehmt. Die Belohnung für dieses Werk soll des reichsten Mannes in Frankreich würdig seyn."

„Verlangt Ihr," fragte Dinet feierlich, „daß Eure Maske Ohren habe?"

„Ich verstehe mich nicht auf die Details Eurer Kunst," erwiederte Zamet, indem er sich in einen prächtigen Lehnstuhl mit kostbar geschnitzten Wappen setzte; „ich überlasse dies Alles Euch selbst, und vertraue auf Euern Geschmack."

„Sehr wohl, Signor; es ist zuvörderst nöthig, daß Ihr Euch Hände und Körper festbinden lasset, damit nicht die leiseste Bewegung etwas Falsches in die Aehnlichkeit bringt, besonders aber, daß der flüssige Gips nicht dadurch eine Richtung nimmt, die Euern Augen gefährlich seyn könnte."

Zamet fand dies ganz richtig, und ließ sich von dem Künstler an dem massiven Lehnstuhl so fest wie an einen Pfeiler binden; zuletzt nahm er noch sein eigenes Strumband, legte es ihm um den Hals und befestigte es an den goldenen Knöpfen der Lehne. Als er mit diesen Vorbereitungen zu Ende war, betrachtete er sein Opfer mit einer stillen, wilden Freude; dann trat er dicht vor ihn hin, nahm die Sammetkappe ab, legte seine Locken aus einander und zeigte schweigend auf die Narbe seines fehlenden Ohres... Mit einem einzigen Blick verstand Zamet, daß er verloren war; sein Schreckensruf war bald erstickt; der erbarmungslose Künstler häufte eine Gipslage nach der andern auf das Gesicht des Unglückseligen, das verzerrt, furchtbar verzogen, in konvulsivischen Zuckungen, erblindet und erstickt diese Qualen dem Gips mittheilte, der sich bereits an der Luft verhärtete. Bald streckte sich Zamet in fürchterlichen Verrenkungen; sein Kopf lag festgebunden, sein Gesicht eingehäuft in der fürchterlichen Maske; er hatte aufgehört zu leben. Der Bildhauer lächelte fort, ohne seine Arbeit zu unterbrechen.

Magdalene betete indeß vor dem Bilde des Erlösers für ihren ältesten Sohn, der gegen die Türken gezogen war. Plötzlich hebt sich der sammetne Vorhang des Einganges, und Dinet tritt, wie ein Dämon, mit fürchterlichem Lächeln auf sie zu, indem er mit der einen Hand das Haar von seinem verstümmelten Ohr zurückhält, mit der andern ihr die Gipsmaske zeigt, welche die grausigen Verzerrungen eines unerhörten Todes trug. Magdalene erkennt sogleich die Maske und Den, der sie bringt: sie umfaßt das Kruzifix und erwartet ihr Loos mit einer Fluth von Thränen.

„Signora," sagte der Bildhauer mit einer grausamen und bittern Ironie, „erinnert Ihr Euch des Abends vom achtundzwanzigsten September 1601? Ich ließ damals mein Ohr als Pfand zurück; seht hier, wie ich es gerächt; Euer Gemahl ist so eben an einem plötzlichen Tode verschieden, und ich übergebe Euch hier einen Schmuck für sein Mausoleum."

Dieses Grabmal ward erst zwanzig Jahre später aus kindlicher Liebe von Sebastian Zamet, Erzbischof und Herzog von Langres, errichtet, der ein Erbbegräbniß in der Kirche St. Paul stiftete.

Miszellen.

Der Maler an dem Zollamte. — Ein junger Maler war von Paris nach Brüssel gegangen und hatte dort ein Gemälde vollendet, das man rühmte. Ein Pariser Kunstfreund bot ihm dafür eine annehmliche Summe und der junge Maler machte sich also mit seinem Werke auf den Weg. Er kam an der französischen Grenze an; die Kiste wurde geöffnet und einer der anwesenden Beamten rief den andern hinzu. Der Maler verstand die Pantomime der Zöllner nicht, glaubte aber, sie bewunderten sein Werk. Endlich wurde er in das Bureau hineingerufen, wo man ihm sagte: „Herr, Sie sind auf Schmuggelei ertappt; Sie haben Ihren Gemälderahmen nicht angegeben." — „Die Rahmen sind bei Gemälden zollfrei, wie die Zollordnung deutlich sagt." — „Das weiß ich wohl, aber lesen Sie nur in dem betreffenden Paragraph weiter, so werden Sie finden: es müßte denn seyn, daß man wertblose Gemälde einbringe, um dadurch die Angaben von dem Rahmen zu hinterziehen; in diesem Falle müssen Rahmen und Gemälde weggenommen werden ꝛc." — Der Künstler wurde unwillig und machte auf die Vorzüge seines Werkes aufmerksam, das man so heruntersetzen wollte. Es half ihm nichts. Die Kiste wurde mit Beschlag belegt und man schickte nach Vincennes, um einen Kunstverständigen kommen zu lassen, der entscheiden sollte, ob das Gemälde mehr werth sey als der Rahmen oder umgekehrt. Der Maler mußte sich fügen und er wartet jetzt auf die Entscheidung.

Als der berühmte Kapellmeister Naumann auf seiner Reise nach Stockholm in der ersten kleinen schwedischen Stadt anlangte, fragte ihn der Unteroffizier am Thore um seinen Paß, Stand und Namen. Naumann erwiderte, er sey kursächsischer Kapellmeister, und gehe auf den Ruf des Königs von Schweden nach Stockholm. Der Unteroffizier aber wußte nicht, was ein Kapellmeister sey, und so viele Mühe sich auch Naumann gab, ihm einen Begriff davon zu machen, so gelang es ihm doch nicht. Ungeduldig über diesen unnöthigen Verzug, rief Naumann endlich aus: „Herr! ich stehe in kursächsischen Diensten, bin der General aller kurfürstlichen Musikanten, und reise auf Verlangen Ihres Königs nach Stockholm, um dort alle königlichen Musikanten exerziren zu lehren!" — „Ach! wenn das ist," versetzte der Unteroffizier mit ehrfurchtsvoller Verbeugung: „dann passiren Ew. Excellenz allerdings. Wache ins Gewehr! Ein kursächsischer General der Musikanten!" — Eilig stürzte die ganze Wache heraus, trat ins Gewehr, und Naumann fuhr mit mühsam behauptetem Ernste durch die militärischen Ehrenbezeugungen in die Stadt.